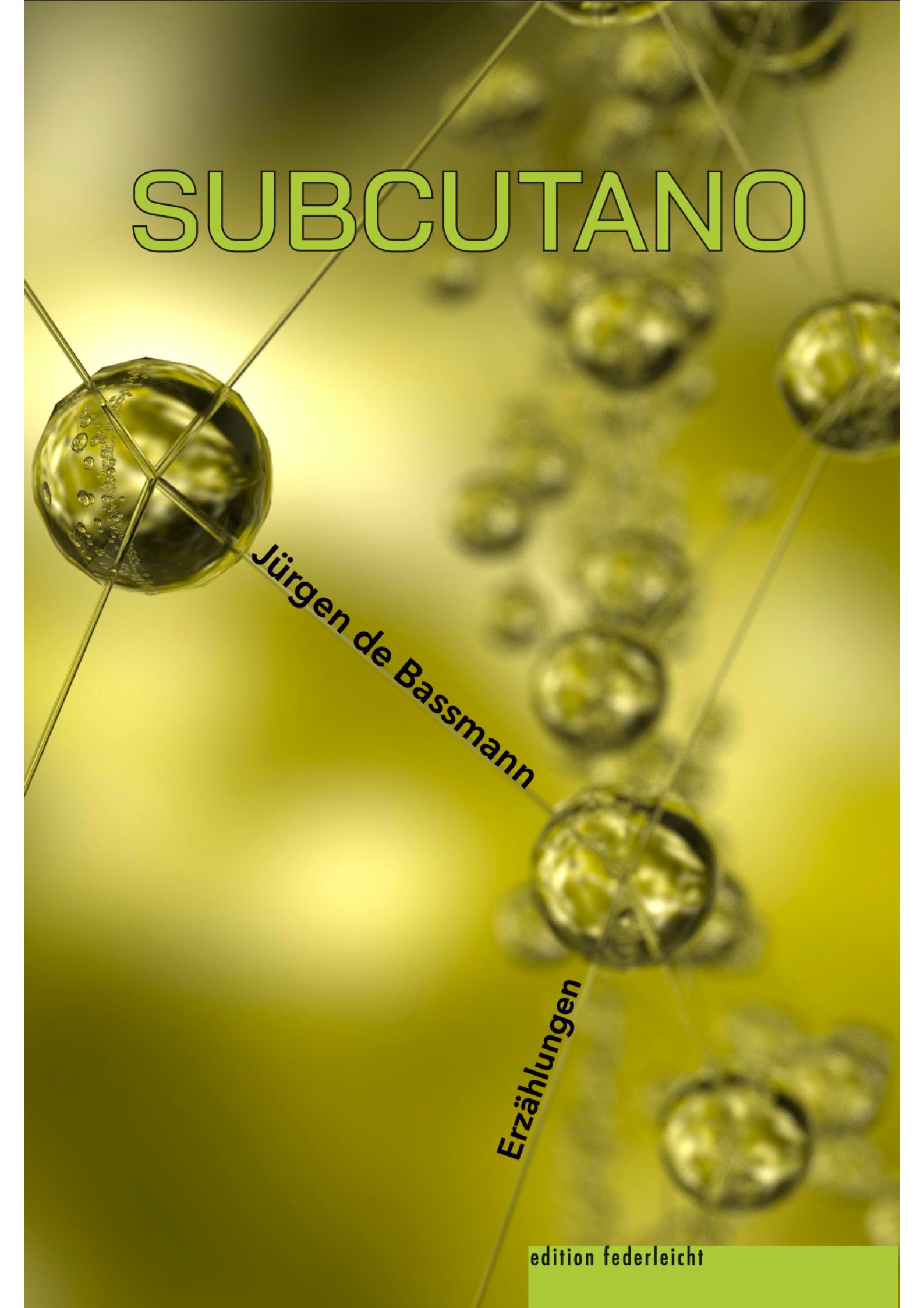


SUBCUTANO



Jürgen de Bassmann

Erzählungen

edition federleicht

IMPRESSUM

Autor:
Jürgen de Bassmann

Lektorat:
Karina Lotz

Umschlaggestaltung und Satz:
Karina Lotz

Titelfoto:
Shutterstock, DRN Studio

Druck und Bindung:
Bookpress.EU

edition federleicht
Karina Lotz
Friedhofstraße 16
34233 Fuldata
karina.lotz@edition-federleicht.de
www.edition-federleicht.de

1. Auflage 2026
© edition federleicht

ISBN 978-3-68935-021-5

Jürgen de Bassmann

SUBCUTANO

Erzählungen



*„Der wahre Weg geht über ein Seil, das nicht in der
Höhe gespannt ist, sondern knapp über dem Boden.
Es scheint mehr bestimmt stolpern zu machen,
als begangen zu werden.“*

Franz Kafka
„Zürauer Aphorismen“ (1917–1918)

CELISSA UND DIE FRAU AUF DEM SOFA

„Der Riese war wieder da ... heute Nacht“, murmelt Monikh verschlafen. Ganz verdreht liegt die zierliche Frau auf dem Sofa, eingewühlt in bunt gemusterte, speckig glänzende Decken und Kissen. Wie in einem Spalt steckt sie im schweren Halbschlaf fest. Sie schafft es nicht zurück in ihre betäubte Nacht und auch nicht vorwärts in diesen Morgen. In ihrem Schädel räumt ein dröhnender Schmerz die Möbel von einer Seite auf die andere. Mühsam richtet Monikh schließlich ihren schmalen Körper auf.

„Der Riese ... ich habe ihn gerufen ... und er ist gekommen“, murmelt sie in die Richtung, aus der eben die Stimme ihrer Tochter Celissa gekommen war. Das Licht der Deckenlampe ist viel zu hell. Monikh kneift die übernachtigten Augen zusammen. Sie kann Celi so nicht sehen, dabei steht sie direkt vor ihr.

Fast schon eine junge Frau ist Celissa. „Groß für ihr Alter. Vielleicht ein paar Kilo zu viel“, hieß es bei dem Check, zu dem die Tochter vor der achten Stufe musste. Alle Coachies müssen zum Check vor der achten Stufe. Celi war die größte von ihnen.

Sie ist startklar für den Weg zur Präsenz an diesem noch kalten Morgen im Frühjahr. Ihre dunklen Locken quellen unter einem warmen Beanie hervor und sie trägt ihre Lieblingsjacke, die gelbe mit den Scheuerstellen, da wo die Träger des Backpacks über ihre Schultern laufen. *Celissa Laynart 8/10+2* hat sie auf einen der Träger geschrieben. In ihrer ordentlichen,

aber gar nicht mehr kindlichen Handschrift. Die anderen haben gelacht, als sie damit zur Präsenz kam. Aber nicht lange. Celissa ist *achte Stufe von zehn plus zwei* und keine davon hat sie wiederholt. Sie lässt nicht zu, dass man über sie lacht.

Ihrer Mom auf dem Sofa gelingt es immer noch nicht, Celissas Blick aufzufangen. Einmal rechts, dann wieder links blinzelt sie mit roten Augen an Celi vorbei. Dann gibt sie auf und starrt stumpf vor sich hin. Mit einem aufgedunsenen Gesicht, das noch keine Falten hat, mit dem sie ihre Tochter aber doch jeden Morgen faltig anschaut.

„Mom, du hast wieder auf dem blöden alten Kissen geschlafen. Davon kriegst du Abdrücke im Gesicht, das weißt du doch! Du siehst aus wie achtzig!“

Celissa muss so reden. Denn sie weiß, was los ist, wenn ihre Mom diesen unsicheren Blick hat und wirres Zeug redet und ihre Show abzieht – von Riesen und was nachts angeblich passiert ist. Dann muss Celissa laut sein und darf kein Mitleid haben. Monikh wird ja sonst nicht wach. Aber sie muss wach werden – unbedingt.

Die verschlafene Frau zeigt jetzt mit dem Finger an die Zimmerdecke. „Der Riese ... ganz bestimmt! Ich hab ihn gerufen“, murmelt sie und nickt dazu monoton. Dabei fällt ihr eine Haarsträhne ins Gesicht, spülwasserblond, verfängt sich in ihren mascara-schwarzen Wimpern. Die Strähne flattert vor ihren Augen, wenn sie blinzelt. „Er ist gekommen ... Da oben!“

„Ach so! Ein Riese!“, blafft die Tochter sarkastisch. „Und hat der Riese dir auch das da mitgebracht?“ Ihr

Blick zeigt auf die geköpften Ampullen, die vor dem Sofa liegen. Einige davon sind unter den kleinen Glastisch gerollt. Sie waren nicht ganz leer und haben neue Spuren aus braunem Fluidyhl über den Boden gezogen.

Mürrisch wischt sich die Frau auf dem Sofa die Strähne aus dem Gesicht. Sie folgt dem vorwurfsvollen Blick ihrer Tochter auf die Ampullen. „Was? ... Nein! ... Aber der Riese ...“

„Erzähl jetzt keinen Quatsch, Mom!“, unterbricht Celissa. „Ich muss los. Gib mir den Code für die zwanzig!“

Monikh versteht nicht, was Celissa von ihr will.

„Ich muss los, Mom. Heute ist Präsenz und ich brauch die zwanzig.“ Celissa stampft mit dem Fuß auf und schüttelt unwillig die dunklen Locken. „Für die Stufe. Das Theater. Ich hab’s dir doch erklärt gestern. Das Script. Der Coach bringt heute jedem eins mit und kassiert auch gleich.“

„Da oben. Der Riese ...“, murmelt die Frau auf dem Sofa noch einmal. Es ist ein letzter, ein schwacher Versuch. Monikh weiß ja selbst, wie sich das anhört, was sie ihrer Tochter da erzählt. Sie weiß, dass Celissa ihr nicht glaubt und ihre Geschichten nicht hören will. Jetzt nicht und auch sonst nicht. Schon lange nicht mehr.

„Mom, verdammt, ich muss los! Ich brauch den 20er-Code!“ Celissas Stimme wird drängender, sie macht einen Schritt auf ihre Mom zu.

„Frag nicht immer nach Codes! Ich hab keine Codes mehr!“, gibt Monikh gereizt zurück. „Die letzten hab ich verbraucht – vor ein paar Tagen schon.“

„Ja! Dafür wahrscheinlich!“ Celissa stößt mit dem Fuß eine der leeren Ampullen über den Fußboden. Sie landet mit einem klingelnden Geräusch in der Zimmerecke.

Damit hat sie es geschafft. Die Frau auf dem Sofa ist jetzt wach. „Kann man das Script nicht laden?“, fragt sie mit einem letzten Gähnen. „Man kann doch heute alles laden.“

„Klar kann man das laden, Mom. Aber das kostet auch nen Code. Alles kostet Codes, Mom. Das weißt du doch.“

„Dann leih’s dir aus. Von den anderen. Das kostet nix.“

„Check’s endlich, Mom! Jeder muss sein eigenes Script haben. Deshalb besorgt der Coach die Scripts ja, damit jeder eins hat!“ Und nach einer kleinen Pause: „Außerdem müssen wir da reinschreiben. Notizen und so.“

„Dann kopier’s dir.“

„Okay, Mom. Dann gib mir nen Code fürs Kopieren!“

Die Mutter seufzt. „Komm mal näher, ich kann dich gar nicht richtig sehen.“ Monikh streckt eine Hand nach ihrer Tochter aus. „Sag mal, hast du nen neuen Lidschatten?“

„Lenk nicht ab, Mom! Und lass das Fluidyhl weg, dann kannst du mich auch richtig sehen! ... Was ist jetzt mit dem Code?“

„Ich hab nix, hab ich doch schon gesagt.“ Monikh lässt enttäuscht die Hand sinken. „Du musst warten, bis die vom Konsortium was überweisen.“

„Fuck! Mom, warten geht nicht. Der Coach kassiert

heute. Der gibt mir das Script nur gegen den 20er. Und lesen muss ich das auch noch. Und meinen Text lernen. Nächste Woche gehen die Proben los.“

„Celissa! Hör auf, verdammt!“, schreit die Frau auf dem Sofa und schlägt mit der flachen Hand auf den Glastisch. Die Tassen, Gläser und die Ampullen auf dem Tisch klirren durchdringend.

Alle wollen was von mir, denkt Monikh. Celi auch. Immer will sie etwas. Einen Code oder Klamotten oder Essen.

„Gibt’s was zu essen, Mom?“, hatte Celissa vor ein paar Tagen gefragt. „Essen? Ja, klar“, hatte ihre Mom geantwortet. „Mach dir was. Wenn du dir was machst, gibt’s was zu essen. Konglo steht in der Küche.“ Dann war Celi sauer geworden. So wie jetzt.

Warum wird sie immer gleich so sauer?, fragt sich die Frau auf dem Sofa und wickelt die Decken enger um sich. Sie ist doch schon dreizehn und so groß und so erwachsen für ihr Alter. Da kann sie ruhig auch mal Rücksicht nehmen. Wenn es eine schwere Nacht war und ich schlecht geschlafen hab, so wie heute. Die Vorwürfe und das Selbstmitleid kommen in den Gedanken von Monikh jetzt ins Rollen wie Steine am Hang. Kein Grund, dass sie mir immer gleich auf die Nerven geht, denkt die Mutter weiter. Sie soll mich in Ruhe lassen. Warum hat sie mich geweckt? Jetzt schon – draußen ist es noch gar nicht hell. Immer denkt sie nur an sich. Und immer will sie alles ganz richtig machen und genau und zuverlässig und pünktlich sein. In der Stufe und überall. Genau wie ihr Dad. Der wollte auch immer alles ganz, ganz richtig machen. Und jetzt ist er

weg. Ist das vielleicht richtig? Resigniert starrt die Frau auf dem Sofa vor sich hin.

Celissa sieht die Müdigkeit und den Schmerz im Gesicht ihrer Mom – und jetzt auch die Traurigkeit. Sie macht noch einen Schritt in Richtung ihrer Mutter, einen kleinen, ganz langsam, ganz vorsichtig. Celis Ton ist jetzt versöhnlicher, ein Friedensangebot an Monikh.

„Ich weiß doch, dass du noch nen Code hast“, flüstert sie. „Ich hab nachgeschaut, als du geschlafen hast.“

Die Mutter blickt ihre Tochter erstaunt an, greift langsam hinter sich, wühlt in den Decken und Kissen, bis sie den kleinen roten Viewer findet. Sie öffnet den Speicher mit den Codes.

„Unsere letzten zwanzig“, murmelt sie.

Schnell greift Celissa zu, schneller als ihre Mom reagieren kann, schnappt sich den Viewer, verschickt den Code und wirft das Gerät dann achtlos zurück auf das Sofa. Ein kurzer Blick auf ihren eigenen Viewer: Der Code ist angekommen.

„Danke, Mom!“, ruft sie. Das Backpack schaukelt auf ihrem Rücken, schlägt rechts und links an den Türrahmen, als sie im Treppenhaus verschwindet. Die Tür des Atticos knallt hinter ihr ins Schloss.

So hat Monikhs Tag begonnen und er ist vergangen, wie schon viele ihrer Tage vergangen sind. Er ist in sie eingesickert, hat reglos in ihr gedämmert, grau und fade und löste sich schließlich spurlos in ihr auf. Die Frau auf dem Sofa hat gewartet, bis es Nacht wurde, bis der Tag ganz verschwunden war. Denn nachts ist

es so weit. Dann kann sie rufen und vielleicht kommt er ja wieder.

Sie hat in den Decken und Kissen gewartet. Es ist kalt in der Wohnung. Es zieht durch die alten Keramikfenster, an denen Tropfen in Rinnsalen herunterlaufen, weil es feucht ist in den drei Attico-Zimmern und keiner lüftet. Aber wie soll man lüften, denkt sie, wenn es sowieso schon kalt und klamm ist in der Wohnung?

Sie hört die rostigen Heizschilde gluckern und gluckern, aber sie machen nicht warm. Die Wärme schafft es nicht bis hinauf, bis ins Attico unterm Dach. Deshalb ist auch überall Schimmel, im Bad und in Celissas Zimmer, fetter schwarzer Schimmel, als hätte jemand Ruß an die gelben Wände geworfen. Und deshalb riecht es in der Wohnung, nach dem Essen, das sie aus dem Konglo macht, nach lange getragenen Kleidern und nach ihr. Ja, Monikh riecht es selbst, es riecht auch nach ihr. Aber ich kann nichts dafür, denkt sie. Es ist einfach zu kalt. Auch zum Duschen ist es zu kalt und ich muss schließlich sparen. Am Waschmittel muss sie sparen und am Shampoo und am Ampere. Sie braucht die Codes für ... etwas anderes.

Monikh ist eine schlanke Frau, mit zerbrechlichen Armen und schmalen, fast mageren Händen. Dünn sind jetzt auch ihre blonden Haare und ihre blassen, fein geschwungenen Lippen. Celissa, die kräftige Celissa mit ihren dunklen Locken – sie hat wenig von ihrer Mutter. Nein, Celi kommt ganz nach dem Vater.

Das ist grausam, denkt die Frau auf dem Sofa, wenn das eigene Kind einen jeden Tag an den erinnert, der nicht mehr da ist. So kann ich ihn nie vergessen. Das,

was ich vergessen will, ist immer um mich herum. Und ich kann noch nicht einmal böse auf ihn sein. Wie kann ich böse auf ihn sein, wenn er ihr doch so ähnlich ist? Ich hab sie doch so lieb. Und sie ist wie er. Wie kann ich dann böse auf ihn sein?

Aber manchmal sieht Monikh an ihrer Tochter auch etwas, das nicht von ihm kommt. Nein, diesen Blick hat sie nicht von ihm. Der stammt von ihr. Kein naiver Kinderblick ist das mehr. Es ist ein Blick, der sich ein Leben wünscht, der ein Leben verlangt, der ein Leben fordert. Es liegt eine Sehnsucht in Celis Augen, die Monikh noch kennt. Ihr eigenes Spiegelbild hatte diesen sehnsuchtsvollen Blick auch, ihr Spiegelbild von früher.

Die Frau auf dem Sofa starrt auf ihre Finger. French Nails waren das mal. Jetzt eingerissen, darunter ein schwarzer Belag. Die Finger an den Knöcheln wund und rot, vorne braun vom Fluidyhl. Und da ist der Abdruck am Finger, wo der Ring war. Immer noch, wundert sie sich. Fast acht Monate ist er jetzt schon nicht mehr da. Hat nicht viel gebracht, die paar Codes waren schnell weg. Aber der Abdruck ist geblieben. Sie nimmt den rechten Ringfinger in den Mund, massiert mit den Zähnen die glänzende Druckstelle.

Ihre Zunge klebt am Gaumen. Wie kann die kleben, wenn sie so trocken ist?, fragt sich Monikh. Sie beugt sich vor, betrachtet ihr Gesicht, das der Glastisch reflektiert. Ein hübsches Gesicht, mit sanften Zügen und stillen blauen Augen. Aber bleich ist sie geworden, Stirn und Wangen wie roher Teig. Sie streckt ihrem Spiegelbild müde die Zunge heraus.

Mit dem Zungenpiercing hörst du dich high an, selbst wenn du gar nicht high bist, hat er einmal zu ihr gesagt.

Unten rast eine Ambulanz durch die einsamen Straßen und hinterher gleich noch eine. Für ein paar Sekunden flackert blaues und rotes Licht durch die Fenster und der Alert heult durch die Nacht. Dann wieder Stille. Die Frau auf dem Sofa lauscht in die Wohnung. Ist ihre Tochter wach geworden? Sie will nicht, dass Celi sie so sieht, so wie sie jetzt ist und mit dem, was sie jetzt tut. Denn da ist immer das schlechte Gewissen. Dass alles so gekommen ist, wie es gekommen ist und sie, Monikh, ist schuld. Aber ihr schlechtes Gewissen trifft nur auf die Ausreden. Es prallt von ihnen ab oder es verschmilzt leise mit ihnen, wie die kleinen Blasen in den Fluidyhl-Ampullen. Dabei sollte das schlechte Gewissen die Ausreden doch aufspießen, meint die Frau, es sollte sie zersplittern, sollte sie zu Pulver zermahlen. Aber nichts davon passiert. Nichts ändert sich. Sie hat es schon oft probiert, na klar. Hat sich vorgenommen: Heute nicht. Oder: Heute nicht so viel. Aber es klappt nicht. Es tut sich immer ein hinterhältiger kleiner Ausweg auf und ein gehässiger *guter Grund* bietet sich an und dann kann sie weiter machen wie immer: Weil es ja noch so früh ist oder eh schon so spät. Damit sie endlich einschlafen kann oder länger wach bleiben. Weil es ja nur die eine kleine Ampulle ist, oder weil es auf die eine kleine Ampulle jetzt auch nicht mehr ankommt. Weil heute alles so schlecht war, oder weil morgen alles besser wird. Und so geht sie den leichten Weg. Der so schwer ist. Jeden Tag und jede Nacht.

Nein, die Tochter schläft ruhig in ihrem Zimmer. Jetzt kann die Frau auf dem Sofa rufen. Jetzt ist es mitten in der Nacht und sie ist allein und jetzt ruft sie nach dem Riesen. Zuerst ganz leise. Aber dann helfen ihr die Ampullen, hilft die braune, wässrige Flüssigkeit ihr beim Rufen. Es dauert viele Ampullen lang, viele Ampullen müssen ihr helfen, aber dann ist der Riese wieder da. Und er nimmt wieder das Dach vom Haus. Die Frau auf dem Sofa sieht es ganz genau. Er nimmt das Dach über ihr und dem Attico einfach ab, wie den Deckel von einer Dose Konglomerat.

Aber sie erschrickt nicht. Warum auch? Der Riese hat das ja gestern schon getan und auch die Tage davor. Sie wundert sich nur, dass es nicht kalt hereinweht, von da draußen. Obwohl es fast noch Winter ist und spät in der Nacht.

Aber jetzt, wo der Riese da ist, wird es stiller in der Frau auf dem Sofa und auch das Wundern verschwindet. Der Stacheldraht im Magen ist nicht mehr da, ihre Beine sind nicht mehr aus Blei und sie zittert kaum noch. Jetzt einfach einkuscheln in die Decken und in die Kissen. Auf dem großen Monitor Spots streamen und auch mit dem Viewer. Ganz klein sind die Spots, egal ob im Monitor oder im Viewer, ganz klein, ganz kurz, weit weg und verschwommen. Aber sie bringen wenigstens etwas Flimmerndes, etwas Leuchtendes in die Wohnung, wenn das Kind schläft und sie alleine ist. Wenn der Tag vorbei ist und sie froh, dass nichts passiert ist, mit dem sie nicht klarkommt. Denn sie kommt mit fast nichts mehr klar, seit er weg ist.

Aber jetzt kann sie hier auf dem Sofa sitzen und

schauen und die Ampullen sind bei ihr. Sie bricht sie auf und nimmt die Schlucke. Es sind kalte Schlucke und harte Schlucke. Aber sie machen alles wärmer und weicher. Nur schlucken und nichts denken. Es ist einfach das Dach weg. Und der Riese schaut von oben in ihre Wohnung hinein, schaut ihr ruhig zu, wie sie noch eine Ampulle aufbricht und noch eine.

Die Frau auf dem Sofa fragt den Riesen, was er von ihr will. Warum er das Dach abnimmt, hier oben im Attico und warum er sie anschaut. Sie fragt das auch heute wieder. Weil man ja nicht einfach dasitzen kann und nichts sagen, wenn ein Riese von oben in die Attico-Wohnung hereinschaut. Aber der Riese gibt nie Antwort, legt nur den Kopf schief und schaut sie an, mit großen Augen. Er kommt näher, ganz nah. Verdeckt die wenigen Sterne dieser Nacht und die langsam vorbeischwebenden Wolkenfetzen. Ganz ausgefüllt ist der Himmel jetzt mit dem Gesicht des Riesen. Es ist kein böses Gesicht. Der Riese ist nicht böse auf die Frau auf dem Sofa. Er hat das alles ja schon so oft gesehen. Die vielen leeren Ampullen vor dem Sofa, manche davon zerbrochen. Die braunen Schlieren auf dem Boden. Die verfärbten Finger und das blasse, teigige Gesicht. Aber der Riese schaut die Frau einfach nur an, mit den großen Augen in seinem großen, flimmernden, verschwommenen Gesicht. Und um das Gesicht herum wehen dunkle Haare. Ganz dunkle Locken hat der Riese. Genau wie Celi. Und genau wie Celis Vater – die haben der Frau auf dem Sofa so an diesem Mann gefallen – damals.

In die dunklen Locken des Riesen weht der Nacht-

wind und sie verschwimmen ganz mit dem Himmel und sie denkt, das Gesicht ist eine Wolke und kommt direkt aus der Nacht. Je länger die Frau den Riesen anschaut, desto ähnlicher wird er Celissa. Und ihrem Vater. Es ist schön, wieder zusammen zu sein. Sie und ihr Mann und ihre Tochter. Wie früher. Zu dritt.

Nein, der Riese sagt nie etwas. Trotzdem hat die Frau auf dem Sofa das Gefühl, dass er sie besser versteht als alle anderen. Denn die anderen, das sind die Leute vom Konsortium, das ist der Revisor, einmal im Jahr. Das sind die Operatoren und das ist immer das Klingeln an der Tür. Die Taste mit der kleinen Glocke darauf, neben dem Schild mit ihren Namen. Als er gegangen war, haben sie es neu beschriftet. *Monikh Laynart* steht jetzt dort und darunter, in Celis Handschrift, *Celissa Laynart*. Alle drücken auf diese Taste und dann schrillt es durch sie hindurch, mitten durch die Frau auf dem Sofa schrillt es. Dann steht sie auf und geht zur Tür, wie ein dressiertes Tier. Doch es gibt keine Belohnung. Immer nur das schrille Klingeln, ein kurzes Nicken, ein paar Worte, Blicke auf den Viewer. Alle gehen wieder. Keiner bleibt. Kein Mensch, keine Freundin und kein Mann. Noch ein paar Jahre, dann ist die Tochter auch weg.

Aber jetzt freut sich die Frau auf dem Sofa, dass der Riese da ist. Jetzt riecht es nicht mehr in ihrer Wohnung, es ist nicht mehr feucht und auch nicht mehr kalt. Es ist einfach nur der Riese da und schaut in ihr Attico. So wie sie früher in den Käfig mit ihrem Kaninchen geschaut hat, als sie noch klein war. Sie erinnert sich an das süße Kaninchen, spürt wieder das weiche,

warme Gefühl von damals und nimmt noch einen kalten, harten Schluck. Jetzt ist sie das Kaninchen. Die Angst und das schlechte Gewissen und die Klingel – alles schweigt am Ende dieser Ampullenstunden. Nur noch ein ganz kleiner, gleichmäßiger Schmerz ist da, ganz leise, ganz hinten. Jetzt hat sie nichts mehr dagegen, einzuschlafen. Der Riese passt ja auf. Sie ist sich sicher, dass der Riese das Dach später wieder auf die Wohnung setzen wird. Sie seufzt, es flimmert kurz, verschwimmt und ist dann weg.

Am nächsten Morgen ist es nicht mehr Morgen, sondern Nachmittag. Ein Nachmittag mit Splittern und Krachen, mit Scherben und Staub, ein Nachmittag, der sich windet und biegt und an dem manches verschwindet, was nicht wiederkommen wird.

Warum ist sie aufgewacht? Wieder hat Monikh in diesen billigen Decken und Kissen geschlafen. Sie prägen ihr nicht nur Falten ins Gesicht, sie laden sie mit jeder Bewegung auch statisch auf, so dass ihr die Haare wie verlorene Fäden vom Kopf abstehen. Der Monitor läuft noch. Sie stützt sich auf den kleinen Glastisch, um aufzustehen. Da entlädt sich ihr Körper an den metallenen Tischbeinen. Ein kleiner Stromschlag fährt ihr durch die Hand, ein Funke blitzt auf und es knistert elektrisch. Monikh schreckt zurück, stößt dabei eine Ampulle vom Tisch, will sie auffangen, stößt noch eine Tasse um, ein Glas, noch eine Tasse. Alles fällt auf die leeren Ampullen, die schon am Boden liegen, auf das Häufchen mit den abgebrochenen Ampullenköpfen und alles klappert und klirrt durcheinander. Monikh

kennt sie schon, diese gläserne Musik ihrer ganz eigenen Spieluhr – und auch in dieser Nacht hat Monikh wieder die Feder der Spieluhr aufgezogen.

„Mom, es hat geklingelt!“, ruft Celissa aus ihrem Zimmer.

Monikh hat es nicht gehört. Dieses Mal ist das schrille Klingeln der Türglocke im Geklirr der Gläser und Tassen untergegangen.

„Ja, schon gut!“, ruft die Mutter schlecht gelaunt zurück. „Ich bring das gleich raus!“

„Nein, Mom, nicht die Ampullen. An der Tür. Es hat an der Tür geklingelt. Geh hin!“

Doch Monikh reagiert nicht, kann nicht, nicht nach dieser Nacht und diesem Aufwachen. Da schrillt wieder das Klingeln durch den Flur, ins Wohnzimmer und mitten durch Monikh hindurch. Dieses giftige Klingeln, nochmal und nochmal und immer schneller hintereinander. Monikh fährt sich mit den Händen unter die blonden Haare und hält sich die Ohren zu. Sie sieht, wie Celissa aus ihrem Zimmer kommt. Sie kann es nicht hören, aber sie sieht, dass die Tochter schimpft und flucht, als sie zur Wohnungstür geht und sie einen Spalt öffnet.

„Hallo, junge Frau. Ist deine Mutter auch da?“

Der Mann vom Konsortium. Ein farbloser Kerl um die vierzig – Celissa kennt ihn vom Sehen aus dem Treppenhaus und mag ihn nicht, mit seinem karierten Shirt und seinen ewig entzündeten Mundwinkeln. Ohne eine Antwort abzuwarten drängt er sich an dem Mädchen vorbei in den Flur und weiter ins Wohnzimmer. Hinter ihm fluten noch mehr fremde Menschen die Wohnung:

Eine Kurzhaarige, sehr ernst, mit funkelnder Brille und spitzen, baumelnden Ohrringen, über der Brust den Riemen einer Umhängetasche. Zum Schluss, in einer Wolke aus Schweißgeruch, fünf Männer in blauer Arbeitskleidung und schweren Schuhen.

„Hallo, Frau Laynart. Da sind wir. Sind Sie so weit?“ Der Mann vom Konsortium baut sich mit den Fäusten in den Hüften vor Monikh auf.

„*So weit?*“, fragt Monikh, immer noch regungslos auf dem Sofa, erstarrt vor den vielen unbekannten Menschen. „*Wieso so weit?* Was soll das ...?“

„Die Räumung. Das Konsortium hat Ihnen den Termin doch geschrieben.“ Er schaut sich Bestätigung suchend nach der Frau mit der Kurzhaarfrisur um. „Der ist heute, der Termin. Wir müssen ...“

Jetzt dringt es langsam zu Monikh vor. Von ganz weit weg. Wie ein großer Hover aus der Nacht. Sie sieht zuerst nur zwei kleine, weiße Lichter, dort hinten am Ende der Straße. Dann rauscht es und sie hört die Räder singen und wimmern. Und plötzlich, ganz plötzlich ist er riesengroß, der Hover, und er zischt und donnert auf Monikh zu. Der Boden bebt, die zwei weißen Lichter blenden, sie duckt sich, dreht sich zur Seite. Dann kreischen die Bremsen und dann steht da: Die Räumung. Der Frau auf dem Sofa schnürt es den Hals zu.

„Das ... das geht heute nicht, kommen sie ein anderes Mal wieder“, stammelt sie.

„Es gibt kein anderes Mal“, entgegnet der Mann vom Konsortium. „Sie wissen doch, dass Sie hier raus müssen. Sie haben's ja schriftlich, ganz lang schon.“

„Was soll das heißen, Mom?“, mischt sich Celissa ein. „Müssen wir jetzt aus der Wohnung raus?“ Vorwurfsvoll schaut sie ihre Mutter an. „Hast du das gewusst?“

Zu schnell. Und zu viel. Es geht alles zu schnell und es ist alles viel zu viel. Und alles gleichzeitig. Es wummert und Worte und Sätze schwirren und kreisen und rauschen wie auf einer Umlaufbahn um die schlanke Frau in ihren Decken und Kissen. Da sind die vielen fremden Gesichter und die lecken sich die Mundwinkel. Spitze Ohrringe baumeln und schaukeln, die Brille funkelt. Dunkle Locken werden geschüttelt, während schwere Schuhe durch die Wohnung poltern. Was ist in der Umhängetasche?

„Das hat alles seine Ordnung!“, hört sie aus entzündeten Mundwinkeln und dazu schaukeln die Ohrringe, baumeln und schaukeln und sagen: „... wir haben einen Platz für Sie und das Mädchen ... im *Home@Hostel*.“

Die dunklen Locken ringeln sich und fragen: „Was ist das denn jetzt für eine Vorstellung, Mom?“ Monikh sieht die kurzen Haare und die Umhängetasche und sie sagen ernst: „... Justizariat ... Social Service“ und dazu baumeln die Ohrringe. „... Räumungsprozedur Monikh Laynart ...“, tönt es aus dem karierten Shirt. Ernst und spitz funkelt es zu Monikh: „*Home@Hostel* ... das ist ganz nett dort, Sie werden sehen“, schaukeln die Ohrringe. Dazu poltern die schweren Arbeitsschuhe, poltern, poltern, poltern. „Los, Jungs. Wir nehmen uns schon mal das Schlafzimmer vor“, poltern sie.

Und in der Mitte sitzt die Frau, immer noch eingewühlt in ihre Decken und Kissen, jetzt mit dem Kopf

nach unten, so dass ihre blonden Haare wie ein Vorhang vor ihr Gesicht fallen, die Hände mit den gespreizten Fingern wie Gabeln darin vergraben, über den Ohren, damit es aufhört, das Schaukeln und das Lecken, das Funkeln und Poltern. Nur aus den Augenecken sieht Monikh, wie die Kurzhaarige Celissa vor sich her in ihr Zimmer schiebt. „Komm, wir packen deine Sachen. Ich helf dir.“

Die Shirts und die Jeans können nichts dafür. Das Stofftier auch nicht. Und die Bücher genauso wenig. Trotzdem stopft das Mädchen sie lieblos in eine große Tasche, den Rest in Tüten, packt wütend die Sachen für die Stufe in das Backpack, steckt den Viewer in ihre hintere Hosentasche, mit einer Handbewegung als sei das Gerät eine Pistole.

Mit einem Mal hält sie inne, atmet tief durch und dreht sich langsam zu der Kurzhaarigen um. „Muss das sein? Mit dem *Home@Hostel*?“

„Das ist ganz okay dort. Wirst schon sehen.“

Das Mädchen schaut auf den Boden, nestelt an den Verschlüssen ihres Backpacks. „Und Mom und ich wohnen dann zusammen dort?“

„Na klar! Ihr seid doch eine kleine Familie, deine Mom und du. Ihr gehört doch zusammen!“

Celissa schaut die Ältere lange an, schluckt, blickt dann wieder zu Boden.

„Oder bist du nicht gerne bei deiner Mom?“

„Ja, doch. Schon.“

„Aber?“

„Ich weiß auch nicht ...“

„Na, komm! Was ist los? Raus mit der Sprache!“

„Es ist wegen ... ich kann das nicht ...“ Celissa macht eine lange Pause.

„Was soll das heißen? Was kannst du nicht?“

Obwohl sie größer ist, schaut Celissa die Frau vom Social Service jetzt von unten herauf an, wie schüchtern und verängstigt. „Es schmeckt mir einfach nicht. Und mir wird schlecht davon.“ Ein Hauch von Ekel spielt um den Mund des Mädchens.

„Wovon wird dir schlecht?“

„Sie sagt, *ich soll mich nicht so anstellen*“, bricht es aus Celissa heraus, „*weil ich ja fast schon erwachsen bin. Nur eine Ampulle*, sagt sie immer, und dann wird's noch eine und manchmal sogar noch eine.“ Celissas Stimme überschlägt sich. „Sie sagt, *damit sie nicht so alleine ist. Und dass das dazugehört*. Und dann wird mir immer so schlecht und ich kann am nächsten Tag nicht zur Präsenz ...“ Mit den letzten Worten quellen Tränen aus ihren Augen.

„Okay, ich versteh schon. Dann geht das so nicht mit dem *Home@Hostel* ...“

„Aber bitte sagen sie ihr nichts. Bitte ...!“ , fleht Celissa schniefend.

„Kannst dich drauf verlassen“, nickt die Ältere, zieht ihren Viewer aus der Tasche und verlässt eilig das Zimmer.

Fast stößt sie mit dem Mann vom Konsortium zusammen, der vor der offenen Zimmertür steht. Derweil packt Celissa weiter ihre Sachen, jetzt nicht mehr schniefend, sondern ruhig und fast zufrieden. Der Mann im karierten Shirt schaut ihr schweigend zu.

„Keine einzige, stimmt's?“ , fragt er nach einer Weile.

„Was?“ Celissa schaut nicht auf.

„Ich hab dich gehört eben.“

„Na und?“

„Ich sag doch: Keine einzige Ampulle. Sie hat dich nicht zu den Ampullen überredet, deine Mutter.“ Die entzündeten Mundwinkel zucken. „Die Nummer hast du dir ausgedacht.“

Celissa hält mit dem Packen inne und dreht sich um. Tränen haften noch auf ihren Wangen, doch das sind nur Wassertropfen und ein bisschen Salz. Eine andere Celissa als die von eben bläst sich jetzt unwirsch eine dunkle Locke aus dem Gesicht.

„Was wissen *Sie* denn schon? Sie haben ja keine Ahnung!“

„Glaub mir, ich hab Ahnung! Ich komm nämlich ein bisschen rum in meinem Job. Da lernt man den Unterschied. Was echt ist und was Theater. Und das eben war astreines Theater.“ Er schaut das Mädchen herausfordernd an. Die macht einen Schritt auf den Mann zu.

„*Home@Hostel?* Fuck *Home@Hostel!*“, bellt sie ihn an. „Mit fremden Leuten zusammenleben? Vielleicht auch noch mit *ihr* auf einem Zimmer, mit ihr und den Ampullen jede Nacht? Ohne mich! Dann schon lieber Theater!“

„Aber hör mal! Sie ist deine Mutter!“

„Na klar ist sie meine Mom. Na und? Mein Dad ist mein Vater. Und sehen Sie *den* vielleicht irgendwo? Aber ich soll hier Händchenhalten?“ Mit harten Augen fixiert sie den Mann vom Konsortium.

„Kein Grund, so ein Drama aufzuführen.“ Der Mann

verdreht die Augen. „Du bist ganz schön unfair zu deiner Mutter!“

„Unfair? Ich bin unfair? Wer schmeißt denn hier wen aus der Wohnung? Ich hab keinen Bock auf *Home@Hostel*. Keinen Bock auf Gemeinschaftsküche. Und keinen Bock auf obdachlos! Die Frau vom Social Service soll sich was einfallen lassen.“ Wütend wirft Celissa das Backpack über, schnappt sich die Tasche und die Tüten und schiebt sich an dem Mann vom Konsortium vorbei in den Flur. Noch einmal dreht sie sich um: „Unfair! Das können Sie sich sonst wohin schieben!“

Beladen stampft sie ins Wohnzimmer, wo inzwischen ein Leben ordentlich gefaltet, verpackt und verstaubt wird, wo die Werkzeuge surren, Schränke, Tische, Stühle in sich zusammenfallen und wo ihr die Arbeiter verstohlen auf den Hintern schielen.

„Moment mal, wieso *Second Family*?“ hört sie ihre Mutter fragen, die immer noch wie eine Fremde auf dem Sofa sitzt. „Sie braucht keine *Second Family*. Sie hat schon eine Familie. Mich. Sie hat doch mich!“ Celissa spitzt aufmerksam die Ohren, schaut von ihrer Mom zu der Frau vom Social Service und wieder zurück.

„Es ist besser so, Frau Laynart!“, redet die fremde Frau streng, fast vorwurfsvoll auf Monikh ein. Dann verständnisvoller: „Auch für Sie. So können Sie wieder klarkommen. Ihre Sachen regeln. Haben mehr Zeit für sich ...“

„Zeit für mich? Ich hab jede Menge Zeit für mich! Ich hab überhaupt jede Menge Zeit!“, schreit die blonde

Frau auf dem Sofa, schaut verzweifelt zu Celissa. „Und überhaupt. Sie ist doch noch ein Kind. Mein Kind!“

„Keine Angst, Mom, ich komm schon zurecht“, sagt Celissa mit einer plötzlichen guten Laune, die ihre Mutter nicht versteht.

„Na, sehen Sie, Frau Laynart, das hört sich doch ganz toll an“, beschwichtigt die kurzhaarige Frau vom Social Service. „Sie werden sehen, das ist die beste Entscheidung, die Sie treffen können. Jetzt beruhigen Sie sich erst mal ein bisschen. Ich bringe inzwischen Ihre Tochter unter und nachher komm ich nochmal bei Ihnen vorbei. Dann besprechen wir ganz in Ruhe, wie es weitergeht.“ Und zu dem Mädchen: „Bist du fertig mit Packen?“ Wieder schiebt sie Celissa vor sich her, diesmal hinaus aus dem lauten Attico, ins kalte, staubige Treppenhaus und weiter ins Freie.

Nun endlich steht Monikh Laynart auf. Sie geht zum Fenster, wo die tiefstehende Sonne dieses Nachmittags grell ins Zimmer scheint. Beim letzten Schritt zerbricht Glas knirschend unter Monikhs nackter Ferse. Es ist die leere Ampulle, die Celissa gestern mit dem Fuß über den Boden gekickt hat. Doch Monikh spürt nicht, dass sie sich schneidet, spürt nicht den Schmerz, und dass Blut über die Glassplitter und über den Boden läuft.

Monikh ist nicht mehr hier. Diese Wohnung ist nicht mehr ihre Wohnung. Ihr Wohnzimmer ist nicht mehr ihr Wohnzimmer, die Küche nicht mehr ihre Küche, nicht mehr ihr Bad, ihr Flur. Überall sind die fünf Männer, alle sehen gleich aus in ihrer Arbeitskleidung

und alle tragen Kartons an ihr vorbei. Alle Fünf tragen die gleichen Kartons. Hin und her und wie im Kreis. Es rauscht um sie herum und es rauscht in ihr drin. Mit jedem Karton verschwindet ein Stückchen von ihr und sie weiß, dass sie die Stückchen nicht wiederbekommen wird. Dass sie ab jetzt weniger sein wird als vorher.

Auch ihre Tochter verschwindet. Sie hat sich nicht verabschiedet. Immer will sie was von mir, denkt Monikh. Und meistens gebe ich es ihr doch auch. Und jetzt verabschiedet sie sich noch nicht einmal.

Vom Fenster aus sieht sie Celissa da unten mit der fremden Frau. Die hat den Arm um das Mädchen gelegt. Das darf Monikh schon lange nicht mehr machen. Die Frau vom Social Service redet auf das Mädchen ein, gibt ihr etwas aus der Umhängetasche. Celissa antwortet gut gelaunt, ist lebhaft, lächelt sogar. Aber sie schaut nicht hoch. Dahin, wo ihre Mutter von der letzten Sonne dieses Tages angestrahlt wird. Langsam lässt die blonde Frau am Fenster die Jalousien herab.

Ist es wirklich besser so?, grübelt sie. Ich werde heute Nacht den Riesen rufen. Und wenn er kommt, dann frage ich ihn, ob das stimmt.

IN DER HEAT-SHIFT

Der Alert kommt um 10.21 Uhr und mir ist sofort klar: Das ist kein Alert wie jeder andere. Ich weiß nicht, warum. Ich ahne es einfach. Und ein Blick auf den Viewer sagt mir, dass meine Ahnung stimmt. „Wir haben einen Breaking-Job“, rufe ich hinüber zu Alik. „Eine Fällung!“

„Eine Fällung?!“, wundert sich Alik. Sie wirft mir einen skeptischen Blick zu und legt die Bodensonde ab. „Und auch noch so kurz vor der Heat-Shift?!“

Mir kommt das auch seltsam vor. Ich suche mir einen Platz im Schatten und lade das Briefing der Zentrale auf den Viewer:

Subject: FÄLLUNG Stadtbaum SB4271 SH19 ||| In Lebensphase LP4 seit Jahren: 7 ||| Vitalfaktor: 80/85

Alik schaut über meine Schulter auf das Display des Viewers. „Vitalfaktor 80/85“, sagt sie mürrisch. „Das ist doch kein Grund, den Baum zu fällen!“ So ist Alik nun mal. Immer zweifelt sie an den Briefings.

„Die werden schon wissen, was sie machen, die in der Zentrale“, entgegne ich. Aber das Argument überzeugt Alik nicht.

„Wir haben schon so oft an LP4-Bäumen gearbeitet. Da hatten manche seit zehn Jahren und mehr den 80/85er-Faktor, oder?“, fragt sie mit einem provozierenden Unterton. „Und? Haben wir einen davon gefällt? Nein!“ Da hat sie recht, ich weiß das.

Aber Alik sollte auch wissen, dass die Tracker sich nicht irren. Jeder Baum hat einen. Der misst laufend alle wichtigen Werte: Photosynthese, Nährstoffauf-

nahme, Triebblängenzuwachs, Kompromittierungen der Statik – die ganzen Bio-Parameter eben. Dazu die Standortwerte. UV-Intensität, Bodenfeuchte, Umgebungsstruktur. Ein Algorithmus setzt dann die Daten zueinander ins Verhältnis, errechnet Vitalfaktor und Lebensphase. Wenn die so schlecht sind, dass am Ende *Fällung* rauskommt, dann heißt das auch Fällung. Ich mache mir da nichts vor. So ein Tracker schätzt einen Baum hundertmal präziser ein als Alik oder ich oder sonst ein Citygreen-Ranger. Auch wenn Alik es manchmal nicht glauben will.

Ein Signalton aus dem Viewer zeigt an, dass die Zentrale weitere Briefing-Daten geschickt hat:

Subject: FÄLLUNG Stadtbaum SB4271 SH19: Solitärbaum ||| Passive Korpus-Dynamik 64 % ||| Distanz zu Wohngebäuden < 10 m

„Ein freistehender Baum mit einer Korpus-Dynamik von 64 Prozent? Das ist viel!“ Alik wiegt jetzt doch nachdenklich den Kopf. „Das Ding schwankt ja wie sonst was!“

„Und so nah an den Häusern. Deshalb also die Fällung“, sage ich.

„Aber trotzdem. Wie soll das gehen?“, beharrt Alik. „Die Zeit reicht hinten und vorne nicht.“ Sie schaut auf ihren Viewer. „Es ist halb elf. Eine halbe Stunde bis zur Heat-Shift! Und Heat-Shift ...“

„... ist Gift!“, ergänze ich wie auf Kommando. Dieser Spruch ist uns in Fleisch und Blut übergegangen. *Raus aus der Heat-Shift – Heat-Shift ist Gift!* Wenn die Sonne am stärksten brennt, darf keiner ins Freie. Ausgangssperre von 11.00 bis 17.00 Uhr. So haben sie

es uns eingetrichtert. Uns und allen anderen, seit die Hitze da ist. Es ist einfach zu gefährlich. Deshalb: *Raus aus der Heat-Shift– Heat-Shift ist Gift!*

Wieder piepst der Viewer.

Subject: FÄLLUNG Stadtbaum SB4271 SH19: Freigabe für Exekution in der Heat-Shift ||| Basis: Erwartetes Starkwind-Ereignis bis Bft 10 ||| Heute – 2050-07-21 – 22.45 bis 00.30 Uhr ||| Risiko für Wohngebäudeschaden: 96 %

Mit zusammengekniffenen Augen schaut Alik nach oben – noch keine Wolke zu sehen. Aber jeder weiß ja, dass das nichts zu bedeuten hat. Beaufort 10 kann plötzlich und aus dem schönsten blauen Himmel kommen. So ist das eben seit der Hitze.

Also lassen wir die Bodenprüfung im Stadtpark für heute liegen. Wir haben schließlich einen Breaking-Job. Alik lädt die Ziel-Koordinaten auf ihren Viewer. Dann fahren wir los, sie wie immer am Steuer. Sie kommt mit dem Hover einfach besser klar.

„SH19. Südhang-Viertel, Bezirk 19“, sage ich nach einer Weile – mehr zu mir selbst als zu Alik. „Da habe ich früher mal gewohnt. Als kleiner Junge. Mit meiner Mutter. Da war die Hitze noch nicht so stark wie heute.“

Alik schaut mich an und nickt. „Ein großer Bezirk. Ich wusste gar nicht, dass dort noch jemand wohnt,“ antwortet sie kopfschüttelnd.

Wir verstehen es beide nicht. Südhang. Da strahlt die Sonne ungefiltert ein, von früh morgens bis spät am Abend. Das kann doch keiner aushalten. Meine Mutter hat ja dann auch ... aufgegeben – wenn man das so nennen kann.

„Aber es müssen noch Leute dort wohnen“, meint Alik. „Sonst gäb’s ja keinen Alert wegen den Wohngebäuden.“ Das stimmt. Trotzdem kann ich es kaum glauben.

Während der Fahrt lese ich Alik die Details der Tracker-Daten vor. „Vielleicht“, sagt sie, „finden wir doch noch etwas, um die Fällung zu verhindern.“ Alik ist eben mit Leib und Seele Citygreen-Ranger. Genau wie ich. Wir erhalten Bäume – das ist einfach unser Job. Außerdem brauchen wir sie – jeden einzelnen von ihnen. Nicht nur wegen dem Schatten und dem Sauerstoff und allem. Sondern auch, weil es tolle Lebewesen sind. Wer mal einen angefasst hat, ganz aufmerksam und in Ruhe, wer mal durch die Rinde in den Baum reingespürt hat, der weiß, was ich meine. Obwohl es mir manchmal schon vorkommt, als bekämen die Bäume mehr Hilfe als die Menschen.

Alik findet das richtig. „Wir sind immer noch so viele und die Bäume werden immer weniger“, sagt sie. „Wenn es nach mir ginge, dann gäbe es diesen Job heute nicht. Ich würde keinen Baum fällen, nur weil ein Haus in Gefahr ist. Menschen können umziehen. Bäume nicht.“

Aber dieser Alert kommt nun mal von der Zentrale, und mit der Zentrale kann man nicht diskutieren. Nicht einmal Alik kann das. Trotz allem Suchen finden wir auch nichts Ungewöhnliches in den Tracker-Daten. Die Werte sind korrekt. Also doch: Fällung.

Ich bin während der Fahrt so in den bevorstehenden Job, den Viewer und die Daten vertieft, dass ich gar nicht merke, wo die Standort-Koordinaten von SB4271

uns hinführen. Erst als wir am Ziel sind, schaue ich vom Viewer auf.

Es ist, als ob ich aus einem Sekundenschlaf aufwache. Drei oder vier Herzschläge brauche ich, bis mir klar wird, wo ich bin. Tatsächlich. Hier war es, denke ich und muss ein paar Mal schlucken. Ich bin wieder hier.

Ich kenne diesen kleinen Platz, auf dem wir gelandet sind, diesen staubigen Winkel mit seinem unebenen Pflaster. In diesem Teil vom 19er-Bezirk des Südhangs bin ich aufgewachsen. Nur ein paar Straßen weiter haben wir gelebt, meine Mom und ich. Sie wollte ja unbedingt hierbleiben. Sogar als die Hitze immer stärker wurde und die meisten anderen weggingen. Ich glaube, sie hat die Entscheidung bereut, später.

Der Platz hat sich seitdem fast nicht verändert. In der Mitte steht immer noch der Baum – *Stadtbaum SB4271*. Und rund um ihn herum die billigen Reihenhäuser mit den Rissen im Putz. Sie sehen genauso aus wie damals. Wie schlecht gelaunte Nachbarn, die sich gegenseitig misstrauisch beobachten.

„Das sind also die sogenannten *Wohngebäude*, auf die SB4271 fallen könnte“, brummt Alik neben mir.

Zwischen den Reihenhäusern erkenne ich den Kiosk. Ja, den gab es damals schon. Ein bisschen weiter die Dönerbude, das war früher das Eiscafé. Die alte Bäckerei ist jetzt geschlossen und steht leer. Am Schaufenster wild übereinander geklebte Plakate, immer noch eins und noch eins. Durch die Hitze und die Trockenheit lösen sich die Ecken, biegen sich hoch und blättern ab. Daneben das größere Gebäude – wirklich, er steht noch: Mein alter Kindergarten.

Alik merkt, dass ich anders bin als sonst. „Alles okay?“, fragt sie mit ihrem skeptischen Blick und stellt das Aggregat des Hovers ab.

Ihre Frage holt mich zurück in die Gegenwart. Aber ich muss mich zusammenreißen, um auch dort zu bleiben. Die Vergangenheit und ich, wir haben uns überraschend hier auf diesem Platz getroffen und jetzt wissen wir nicht, was wir miteinander anfangen sollen. Dabei: Was ist das hier schon mehr als ein Platz, ein Baum und ein paar Häuser?

„Alles okay!“, wiegle ich deshalb Alik's Frage ab. „Es ist nur ... da vorne“ – ich zeige durch die Windschutzscheibe auf die andere Seite des Platzes – „da, hinter dem Baum, das ist mein alter Kindergarten. Daran hab ich grad denken müssen.“

„Kindergarten?! Das muss lange her sein“, feixt Alik. „Wusste gar nicht, dass du schon so alt bist!“ Sie blickt hinüber zu den eingeworfenen Fensterscheiben und den Graffiti auf der Fassade. Die Eingangstür hängt schief in den Angeln. Nicht zu glauben, dass wir Kinder dort jeden Tag gespielt haben, in diesem schlichten, einstöckigen Gebäude, das heute nicht viel mehr ist als eine Ruine.

„Ja, lange her“, sage ich und stiere gedankenverloren über den Platz.

„Lass uns loslegen“, mahnt Alik und öffnet die Fahrertür. „Je länger wir warten, desto heißer wird's.“

Mit einem Seufzen steigen wir aus und holen eilig die Hitzeschutzanzüge aus dem Laderaum. Es ist jetzt schon weit in der Heat-Shift und dieser Job wird kein Spaziergang, trotz der Anzüge, das wissen wir beide.

Inhalt

<i>Celissa und die Frau auf dem Sofa</i>	7
<i>In der Heat-Shift</i>	29
<i>Der letzte Proband</i>	47
<i>Subcutano</i>	88
<i>Das Eis auf den Palmen</i>	141
<i>Entfernte Verwandte</i>	162



Foto: Melanie Waldschmitt

JÜRGEN de BASSMANN, Jahrgang 1964, lebt im Süden von Rheinland-Pfalz – in direkter Nachbarschaft zum badischen Karlsruhe und zum französischen Elsass.

Nach einer Ausbildung im Buchhandel arbeitete er als Journalist, Konzeptionstexter und Sachbuch-Redakteur, bevor er ins Finanz-Marketing wechselte. Heute ist er als freier Autor tätig.

Er ist Initiator und Mitglied des Autorenkollektivs „Alles Literatur!“ sowie der Lyrik-Performance „Gedichte im Dunkeln“.

Bisher erschienen: „Ich hätte tiefer schlafen sollen“, Gedichte und Storys, 2022; „Gedichte im Dunkeln“, ein poetischer Dialog (Co-Autor), 2024; außerdem zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften

Würdigungen: SpaceNet Award 2022; Nordhessischer Literaturpreis 2022; Preisträger der Literarischen Lese Freinsheim 2024